



**ANDERS
ROSLUND**

**SCHATTEN
KIND**

KRIMINALROMAN

ullstein 

Anders Roslund

Schattenkind

ANDERS ROSLUND

SCHATTEN KIND

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen
von Ulla Ackermann

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel Fly bei Albert
Bonniers Förlag, Stockholm.

Ullstein Paperback ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

ISBN: 978-3-86493-281-6

Deutsche Erstausgabe

© 2024 by Anders Roslund

© der deutschsprachigen Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126; 10117 Berlin 2025

Published by agreement with Salomonsson Agency.

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data
Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Scala powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ER WILL AUGENKONTAKT, als er ihn erledigt.

Sein erster Tritt trifft die Schläfe.

Der zweite mittig in die Wange.

Er packt das zerknitterte Jackett und das schütttere Haar, zerrt den hageren Körper vom Boden hoch, zwingt den Kopf des Alten nach unten, lässt sein Bein nach oben schnellen und sein Knie ein zerfurchtes Gesicht zertrümmern.

Das Arschloch hätte nicht die Bullen rufen sollen.

DIE WUT.

Er hat keine Ahnung, woher sie kommt. Sie war schon immer da. Er trägt sie in sich, mit sich herum. Egal, wo er ist, lodert sie in ihm.

Jetzt nimmt er sie mit hinein.

In den großen Saal, in dem jeder Schritt widerhallt und die braunen, holzgetäfelten Wände aus einer anderen Zeit sind. Hohe Decken, abgestandene Luft, draußen auf der Straße fahren Autos vorbei, und niemand hat einen Schimmer, dass hier drin Leben verändert werden.

Er ist schon oft in Gerichtssälen gewesen. Sie machen ihm keine Angst. Richter und Schöffen vorne auf dem erhöhten Podium, Staatsanwalt, Anwalt der Nebenklage und Verteidiger unten vor der Richterbänke, Prozessbesucher auf den Zuschauerplätzen im hinteren Bereich.

Und er selbst.

Der Angeklagte.

Piet Hoffmann dreht sich um. Verstohlen scannt er die Reihen. Sein Vater ist nicht da. Er würde niemals zu einer Gerichtsverhandlung seines Sohnes gehen. Sich bei der Arbeit freinehmen – aus dem Grund? Was für eine Schande. Ein Mann, der nach Schweden gekommen ist, um das Richtige zu tun, und jetzt sitzt sein Erstgeborener auf der Anklagebank. Aber seine Mutter ist da.

Und viele seiner Kumpels. Die meisten mit einem Grinsen auf dem Gesicht. Etwa so wie bei einer Beerdigung in der Kirche. Alles ist ernst und still, keiner weiß, wie er sich verhalten soll, und fängt stattdessen an zu grinsen. Ein bisschen beeindruckt sind sie auch. Wie Theater, Zuschauer einer Vorführung. Alle schauspielen, und er steht auf der Bühne und spiegelt sich in ihnen, und alles passiert hier und jetzt, nicht später, an später denkt er nicht.

Mehrere Fälle von Körperverletzung. Genauso viele Einbrüche. Drogen hat er auch vertickt. Das Jugendamt hatte ihn von Anfang an auf dem Kieker, und als er mit dreizehn seinen Betreuer zusammenschlug, ging das Gerede von wegen Erziehungsheim los. Wir geben dir eine Chance, und du schlägst den einzigen Menschen zusammen, der an dich glaubt. Als letztes Mittel sollte er es mit Kampfsport versuchen. Muay Thai. Seine Wut auf etwas anderes richten als auf die Leute in der Stadt. Das Jugendamt zwang ihn hinzugehen. Diese Typen, dieser Verein, hatten über den Sport, der seine Empathie stärken, ihm die Denkmuster der Straße nehmen und ihm helfen sollte, seine Impulse in den Griff zu kriegen, schon die schlimmsten Härtefälle wieder auf Kurs gebracht. Die Situation eskalierte sofort. Der Trainer meinte, ihm mit Regeln kommen zu müssen, und als auch das zweite Training für den Arsch war, hatte er die Schnauze voll und schickte seinen Sparringspartner gegen jede Regel schon in der Umkleide zu Boden. Worauf das Jugendamt mit seinem Latein am Ende war: Wir haben unser Möglichstes getan. Du kommst ins Erziehungsheim.

Seine Eltern traf keine Schuld. Andere waren schlechter dran. Seine Mutter brachte Essen auf den Tisch und wusste, dass die Bullen pünktlich an seinem fünfzehnten Geburtstag bei ihnen auf der Matte stehen würden. Sie hatten ihn gewarnt: Sobald du strafmündig bist. Er bekam zwei Monate aufgebrummt, sie konnten

ihm nachweisen, dass er zwei Wachleute zusammengeschlagen hatte.

Die Sache heute ist ernster.

Ein halbes Jahr nach seinem Geburtstag sitzt er hier und ist alles andere als stolz. Es geht nicht darum, dass er gleich zu einer langen Haftstrafe im Jugendknast verurteilt wird, damit kommt er klar. Er empfindet weder Angst noch Vorfreude – das war schon immer sein vorgezeichneter Weg, der Ort, auf den er zusteuerte, nach dem er sich manchmal fast gesehnt hat. Das ist Teil des Ganzen. Das Problem ist eher der Typ, den er verletzt hat. Wobei Typ, es kommt ihm vor, als hätte er seinen Vater oder Großvater zusammengeschlagen.

Nilsson, so nennt er ihn, mehr nicht.

Piet kann nicht in Vornamen denken, das geht nicht, dann wird der Alte zu deutlich.

Nilsson sitzt auf der Klägerseite in der Mitte, neben seinem Anwalt, und Piet muss ihn ansehen, muss dem Blick begegnen, kann ihm nicht ausweichen. Er fühlt sich so verdammt schuldig. Dass der Mann seitdem auf einem Ohr taub ist, kam schon bei den Polizeiverhören raus, und trotzdem liegt in seinem Blick weder Wut noch Hass – der ältere Mann wirkt traurig. Sie schauen sich an, begegnen sich genau hier, genau in diesem Moment. Denn der fünfzehnjährige Straftäter ist genauso traurig. Piet weiß kaum, was er auf die Fragen des Staatsanwalts und von Nilssons Anwalt antwortet, sein Kopf fährt Achterbahn, aber zum ersten und einzigen Mal streitet er seine Tat, seine Schuld, nicht ab.

Der Staatsanwalt muss ihn nicht einmal in die Mangel nehmen, sondern nur zuhören, als er gesteht.

Ich war betrunken und hab das Fenster vom Tabakkiosk am Stora Torg eingeschlagen. Plötzlich kommt er angelaufen und schreit:

»Polizei. Ruft die Polizei.« Also springe ich von der Mauer, auf der ich stehe, ich springe runter und trete ihn seitlich gegen den Kopf. Und dann noch mal, als er am Boden liegt.

Angewidert.

Angewidert von sich selbst.

Als er es ausspricht. Es hört.

Angewidert, dass der Alte, Nilsson, ein Erwachsener, einem verdammten Kind gegenüberstellt, das sein Leben zerstört hat. Piet hat schon früher vor Gericht gestanden, weil er andere Typen zusammengeschlagen und danach nichts empfunden hat. Sie hatten es verdient, aber dieser Mann nicht, und er war für immer geschädigt.

Ich gehe in den Laden. Quasi links auf dem Foto des Staatsanwalts steht der Alte, dem ich das Gehör eintrete. Dieser Nilsson.

Kindheit.

Das verdammte Bild taucht in seinem Kopf auf, während er redet und der ganze Gerichtssaal zuhört. Als wäre er an zwei Orten gleichzeitig.

Das Bild der Klasse 9A, von der er sich vor einem Monat verabschiedet hat, und diese eigenwilligen Schritte in den letzten Sommerferien, ein paar Meter über den Marktplatz in ein komplett anderes Leben. Da liegt die Schule, die Vergangenheit und auch Zukunft ist, da der Tabakkiosk, wo wir als Kinder Süßigkeiten gekauft und, als wir älter waren, Zigaretten geklaut haben, und genau da schlage ich später einen Menschen zusammen.

Als der alte Mann seine Zeugenaussage macht, sieht er Piet unverwandt an, nur ihn, beschreibt die harten Stiefelkappen an seinem Kopf, als er steht und als er am Boden liegt. Er ist immer

noch nicht wütend. Er weiß, dass der Fünfzehnjährige im Polizeiverhör gestanden hat, und wenn zwei Menschen sich so begegnen wie sie in diesem Moment, gibt es kein Spiel, das hier ist real, sie sehen einander.

Es wird kein Verkündungstermin für das Urteil anberaumt, ein Stuhlurteil genügt, und während sich der Richter und die Schöffen zur Beratung zurückziehen, verlassen alle den Gerichtssaal. Da geht das Opfer auf den Täter zu. Nilsson kommt auf Piet zu, will ihm die Hand reichen, und Piet stammelt eine Entschuldigung, so wie schon beim Verhör des Staatsanwalts.

Der ältere Mann sieht so einsam aus.

Wäre es ein Gleichaltriger gewesen, der vor Piet gestanden, das Maul aufgerissen und eine große Lippe riskiert hätte, würde es ihn kaltlassen, aber er fühlt sich wie eben im Saal: Piet weiß, dass er ein Stück Scheiße ist.

Sie sitzen wieder auf ihren Plätzen, als der Richter das Urteil verliest. Zuerst die Personengutachten. Diesmal hat Piet im Vorfeld eine P7 machen müssen, eine psychologische Untersuchung, um festzustellen, ob er sie noch alle hat. Ein Psychologe und ein Arzt der Jugendpsychiatrie sind zu ihm in den Arrest gekommen, und es hat eine Ewigkeit gedauert. Sie hatten einen Haufen Leute befragt, seine ehemaligen Lehrer, einen Mitarbeiter des Jugendzentrums und seinen Fußballtrainer. Das Jugendamt und die Trottel vom offenen Strafvollzug mussten auch noch ihren Senf dazugeben.

Niedrige Impulskontrolle. Unreif. Schwierigkeiten, Verantwortung zu übernehmen. Aggression eskaliert in Gewalt.

Piet hat nichts einzuwenden, das ist ein ziemlich zutreffendes Bild des Jugendlichen, der neben seiner Niete von Verteidiger sitzt und auf die letzten Zeilen des Urteils, die Strafe, wartet.

Der Staatsanwalt hat vier Jahre wegen Mordversuchs bezie-

hungsweise schwerer Körperverletzung gefordert, aber es werden drei.

Piet weiß, dass er einer der Letzten ist, die verurteilt werden, bevor eine Neuerung namens Geschlossene Jugendhilfe in Kraft tritt. Es spielt keine Rolle. Erziehungsheim, Jugendvollzug, geringfügige Haft oder Jugendhilfe. Wen kümmert es, welchen Namen die Scheiße trägt, wenn es Scheiße bleibt: Fünfzehnjährige, eingesperrt in Gefängniszellen.

Das Schlimmste passiert danach.

Nicht das Urteil, das ist, wie es ist – sondern Nilsson, der noch mal zu ihm kommt und mit ihm redet.

»Ich hoffe, du wirst deinen Weg machen.«

Das ist alles.

Er meint es ernst, sein Blick sagt es.

Auch wenn es nicht so kommen wird. Das Opfer weiß es, und Piet weiß es. Egal, welche Strafe sie ihm aufbrummen, darum geht es nicht. Energie, darum geht es. Macht und Wut und Rastlosigkeit, die da sind, ein Ventil brauchen und zu mehr Drogen, mehr Einbrüchen und mehr zusammengeschlagenen Opfern werden.

Aber kein Opfer mehr wie Nilsson. Piet wird nie wieder jemanden angreifen, der es nicht verdient, der nichts mit der Sache zu tun hat und rein zufällig dazwischengerät.

Als er den Gerichtssaal verlässt, denkt er nichts.

Nichts Heroisches wie: Ich nehme meine Strafe auf mich, weil ich Unrecht getan habe oder ähnlichen Quatsch. Er wird seine Strafe absitzen. Aber der Fünfzehnjährige und der ältere Mann, der Täter und sein Opfer, hätten ebenso gut in einem Café sitzen und reden können, dieselbe Schuld und derselbe Ernst, er hätte sich da genauso sehr geschämt und sich für den Rest seines Lebens genauso widerwärtig gefühlt.

Als er den Gerichtssaal verlässt, empfindet er absolut nichts, findet es weder schlimm noch traurig, das Urteil bedeutet nichts.

Im Grunde ist es eine einzige lange Bewegung – seine hallenden Schritte durch das Gerichtsgebäude und durch die Tür des Amtsgerichts, die sich fortsetzen in Richtung von Mauern, Stacheldraht und Jugendknast –, die erst endet, als er sich in seiner Zelle aufs Bett setzt.

HEUTE

Erster Teil

ER ERINNerte sich an diesen Morgen.

An seine Schritte aus dem Gerichtssaal, seine erste Haftstrafe.

An einen fünfzehnjährigen Jungen, der sich auf dem Weg zur Jugendstrafanstalt umdreht und durch die Gitterstäbe einen zwei- und vierzigjährigen Mann erblickt, der in einer Zelle eines Hochsicherheitsgefängnisses für Erwachsene sitzt.

Sich selbst.

So viele Jahre. Chaos und Liebe und Tod und Kinder. Er ist im Kreis gelaufen und nun zurück am Ausgangspunkt.

Obwohl er all das begraben, längst einen Schlussstrich unter die Vergangenheit gezogen hatte.

Er hatte sich ein anderes Leben aufgebaut und gelernt, im Alltag zu funktionieren. Jenseits von jeder Kriminalität. Sogar neue Undercover-Aufträge von der schwedischen Polizei hatte er abgelehnt, auf die Kicks und das Adrenalin und das Gefühl verzichtet, dass nicht alles vorherbestimmt ist. Er hatte in einem normalen Haus gewohnt, in einem normalen Viertel mit einer normalen Familie. Hatte ein anständiges Leben mit ehrlicher Arbeit geführt. Hatte tagsüber Zofia fest umarmt, abends »Gute Nacht« geflüstert und die weichen Wangen von zwei fabelhaften Söhnen und einer kleinen Tochter geküsst, deren Augen wie kein zweites Augenpaar auf der Welt leuchteten.

Piet Hoffmann hatte sie alle getäuscht.

Piet Hoffmann hatte selbst Piet Hoffmann getäuscht.

Sie alle hatten unbedingt daran glauben wollen, an seine Veränderung.

Jedem Einzelnen hatte er ein neues Leben in die Hand versprochen, dabei aber vergessen, sich selbst die Hand darauf zu geben, war nie komplett in sein neues Ich geschlüpft. Er hatte nicht bedacht, dass man nicht existiert, wenn man in der Luft, die einen umgibt, nicht atmen kann und nichts mehr von Bedeutung ist.

Wohl deshalb hatte er einer letzten verdeckten Ermittlung zugestimmt, war im Auftrag von Ewert Grens und der schwedischen Polizei in seine frühere Welt zurückgekehrt, hatte den organisierten Rauschgifthandel infiltriert, um einen Mörder aufzuspüren. War zum Spieler geworden und hatte sich mittels alter Kontakte im Reich der Drogen etabliert. Und er hatte es geschafft. Hatte seine Rolle erfolgreich gespielt. Hatte Drogen geschmuggelt und in Umlauf gebracht und als Informant von innen heraus Gruppierungen des organisierten Verbrechens ausgehoben.

Doch mit der Zeit hatte er auch etwas anderes gespürt.

Es wiedererkannt.

Den Rausch, diesen wunderbaren Rausch, den nur Kriminalität erzeugte.

Er hatte sich danach gesehnt. Ohne sich dessen bewusst zu sein. Hatte sich zurückgesehnt in die Welt, die einmal seine gewesen war, in der Macht durch Gewalt gesichert wurde, ein Außenseiter zum Eingeweihten wurde. Es fühlte sich so gut an. Zu gut. Er überschritt die Grenze, wurde daran erinnert, wer er einmal gewesen war, und er liebte es.

Weil er das war. Auch.

Ihm war nicht klar gewesen, dass er aufgehört hatte, in der Wirklichkeit zu leben. Er führte ein solides Leben, blieb zu Hause,

war auf jede ihm mögliche Weise Teil des Alltags seiner Familie und war gleichzeitig überhaupt nicht da. Abwesend anwesend.

Er brauchte den beschleunigten Herzschlag und den Schweißfilm auf der Haut.

Er brauchte die Welle, die aufs Meer hinausrollt, nicht landeinwärts, die sich an allem bricht und sich endlos fortsetzt.

Er brauchte das alles so sehr, dass er diesmal sogar unakzeptable Bedingungen akzeptiert hatte: eine verdeckte Ermittlung ohne die übliche Garantie der Polizeibehörde, dass sein Name von den Fahndungslisten getilgt würde, sollte er so dilettantisch sein, sich erwischen zu lassen. Und dann war er auf Überwachungsbildern einer völlig anderen Polizeiermittlung aufgetaucht, die ihn als Drogenboss im Stockholmer Rauschgifthandel zeigten. Ohne Sicherheitsnetz und doppelten Boden, ohne Schutz vor einer Strafverfolgung.

Zehn Jahre Gefängnis.

Das Gerichtsurteil hatte Hand und Fuß gehabt, die im Prozess präsentierten Beweise waren unumstößlich.

Eingesperrt hinter Stacheldraht und Betonmauern, mit viel Zeit zum Nachdenken, begriff er es zu spät. Es stimmte nicht. Das war nicht mehr er. Es war viel einfacher: Er wollte nur seine Kinder aufwachsen sehen.

Wollte nach Hause.

Ein Jahr hatte er abgesessen, neun Jahre noch vor sich.

Jeden Morgen das Gleiche. Er stand lange vor dem Wecken auf, schöpfte sich am Handwaschbecken in der Zelle Wasser ins Gesicht, begegnete seinem Blick im Spiegel und hörte Hugos Fragen. Wer bist du, Papa? Sein ältester Sohn stand direkt hinter ihm und versuchte, ihn zu durchschauen. Doch wenn Piet sich umdrehte, war Hugo nicht da. Du, hallo? Papa? Nur seine Stimme blieb

in der Zelle, gleichzeitig brüchig und stark, klein und groß. Wer bist du, Papa? Ganz wirklich?

Dann rasierte er sich, schöpfte sich erneut Wasser ins Gesicht, immer wieder, eiskaltes Wasser. Wie eine Zwangshandlung. Frisch gewaschen zum Frühstück gehen. Nicht einer von denen werden, die nach Schweiß, Wichsen und Amphetamin stanken, schlaff dahockten, Sirupbrote kauten und den dünnsten Kaffee tranken, der jemals gebrüht worden war.

Nachdem die Strafvollzugsbehörde sein Fluchtrisiko, sein Gefahrenpotenzial und seine kriminellen Kontakte eingeschätzt hatte, wurde er vom Untersuchungsgefängnis Kronoberg in eine Anstalt für Langstrafenvollzug verlegt. Ins Aspsås-Gefängnis, Schwedens härtester Knast. Damals hatte er beschlossen, von Tag eins an Piet Hoffmann zu sein. Ohne mentale Weste durch das Gefängnistor und den Zellenkorridor mit verschlossenen Zellentüren zu gehen, seine Haft unvoreingenommen anzutreten, was auch immer das hieß. Mit dem gleichen Gefühl wie vor seiner allerersten Haftstrafe. Okay, jetzt ist es halt so, jetzt zieh ich es durch, aber mit einer neuen Sehnsucht. Mit fünfzehn hatte er keinen einzigen Gedanken an seine Familie, seinen Vater und seine Mutter, verschwendet. Er hatte daran gedacht, was seine Kumpels gerade machten. Brachen sie in einen Kiosk ein? Knackten sie einen Safe? Hingen sie im Park ab, zogen einen Joint durch und schmiedeten Pläne für die Nacht? Heute, ein halbes Leben später, konnte er nicht mal auf der Zellenpritsche sitzen und atmen, ohne es gleichzeitig mit Zofia, Hugo, Rasmus und Luiza zu tun. Er atmete sie ein und behielt sie so lange in sich, wie er nur konnte.

Deshalb durften sie ihn nicht besuchen.

Anwälte und Polizisten durften herkommen. Aber nicht vier Familienmitglieder, die alles bedeuteten.

Er wollte sie nicht treffen. Wollte nicht Zofia gegenüber sitzen, nicht mit ihr reden, wollte es nicht hören.

Dass es vorbei war.

Er würde es verstehen. Es nicht akzeptieren, es aber verstehen. Er hatte mehr Chancen bekommen, als er verdient hatte, und er hatte jede einzelne verspielt. Bis sie ihm ein Ultimatum stellte und er ihr sein Wort gab.

Wenn du noch einmal ins Gefängnis kommst, Piet.

Ich gebe dir mein Wort.

Wenn du noch einmal ausbrechen musst, um deine Kinder aufwachsen zu sehen.

Ich gebe dir mein Wort.

Dann verlasse ich dich. Und wenn ich gehe, ist es für immer.

Ein einziges Mal hatte er ihren Besuch zugelassen. Vor acht Monaten. Ein langes Telefongespräch mit den Kindern hatte mit Hugos Tränen geendet, und Piet Hoffmann hatte keine Kraft mehr gehabt, weiter zu fliehen, und einen Antrag auf Besuchserlaubnis gestellt. Und eines Sonntags war eine wundervolle Familie mit U-Bahn, Zug und Bus angereist. Er hatte sie von seinem Zellenfenster aus von der Bushaltestelle herlaufen sehen, war ihnen bis zum Ende der Straße und über den riesigen Parkplatz des Aspsås-Gefängnisses gefolgt. Wie seine wundervollen Kinder strahlten, als sie vor dem hohen Gittertor warteten! Hugo in einem schwarzen Langarm-T-Shirt, Rasmus in einer Jeansjacke und Klein-Luiza in weißen Sneakers, die sie wahrscheinlich zum ersten Mal trug und in denen sie sich besonders hübsch fand. Ihr Vater hatte sich hinter seinem Zellenfenster auf die Zehenspitzen gereckt, um einen Blick auf sie zu erhaschen und sich vorzustellen, wie sie sich gleich in einem grauen Betonbunker gegenüber sitzen würden, mit keiner anderen Gemeinsamkeit, als durch Blut miteinander verbunden zu sein. Wie sie die Sekunden zählen

würden und scheu übereinander hinweg und aneinander vorbeischauen würden, wie die Scham ihn erstickten würde.

Er war nicht zu ihnen hinuntergegangen. Hatte sich nicht vom Fleck gerührt, als die beiden Justizvollzugsbeamten seine Zellentür aufschlossen. Er war am vergitterten Fenster stehen geblieben und hatte ihnen nachgesehen, als die vier Menschen, die er liebte, in Richtung Straße und Bus gingen und den Heimweg antraten.

Diese Scham hatte alles erstickt.

Bis zu diesem Nachmittag. An dem sie einen zweiten Versuch unternahmen.

Diesmal saß er auf dem Bett und rückte Zentimeter um Zentimeter näher an die Kante heran, um sich irgendwie aus der Zelle zu zwingen. Auf dem in der Wand verschraubten Tisch stand ein Tablett mit Instantkaffee, Saftgläsern und einem Rührkuchen, den er nicht selbst gebacken hatte. Dieses sonderbare Ritual brachte er einfach nicht fertig: in der Gefängnisküche zwischen anderen Gefängnisinsassen zu stehen, die normalerweise alles kaltließ, die aber die Aufgabe, vor einem Familienbesuch einen Kuchen zu backen, zu einer Riesenaktion aufbauschten. Als wären sie im Gefängnis zu Hause und würden in ihren eigenen vier Wänden Freunde zum Kaffeekränzchen einladen.

Mulle hatte den Kuchen gebacken; Mulle, der eine lebenslange Freiheitsstrafe verbüßte und die Zelle rechts neben ihm bewohnte. Piet hatte von den Morden gelesen, für die Mulle verurteilt worden war, und wenn jemals jemand eine lebenslange Freiheitsstrafe verdient hatte, dann er. Aber aus irgendeinem Grund konnte Mulle seinen Zellennachbarn gut leiden. In einem Gefängnistrakt mit Bandenkriminellen, gescheiterten Geldtransporträubern und solchen, die kein Wort Schwedisch sprachen, war Piet Hoffmann zu einem Freund geworden, sofern das in dieser Welt eben möglich war. Und als Mulle gestern Abend mit ei-

nem frisch gebackenen Kuchen in Piets Zelle aufgetaucht war und lautstark verkündet hatte Wenn deine Kinder kommen, musst du ihnen verdammt noch mal was anbieten, hatte er nicht widersprochen. Mulle, der seine Angehörigen auch nicht traf – es gab niemanden mehr, der ihn besuchen wollte, zu guter Letzt hatte er sie allesamt vergrault –, hatte die Zutaten eigenhändig zusammengerührt, die Backform eingefettet, den Kuchen bei 175 Grad im Ofen gebacken und ihn auf dem Fußboden von Piets Zelle abgestellt.

»Es ist Zeit.«

Jemand klopfte. Einer der Wärter.

»Hoffmann – du hast Besuch.«

»Was?«

»Deine Familie ist da.«

»Nein.«

»Doch, sie warten ...«

»Nein. Nein! Ich will keinen Besuch.«

Er schwitzte. Herz und Lunge konnten sich nicht einigen, in welcher Reihenfolge sie arbeiten sollten.

»Ach so? Sollen wir ihnen sagen, dass du auch heute wieder kneifst?«

»Ja.«

»Du wirst es bereuen.«

»Hörst du nicht, was ich sage, du Arschloch?!«

Der Gefängniswärter zog seine Uniform straff und verschwand – kam aber nur ein paar Meter weit.

»Moment!«

Hoffmann riss die Zellentür auf und rannte ihm hinterher.

»Ich will sie treffen! Es ist nur, dass ... Tut mir leid, was ich gesagt habe.«

Der Wärter nickte langsam, er hatte schon Schlimmeres ge-

hört, hatte die hartgesottensten Insassen vor einer Begegnung mit ihren Kindern selbst zu kleinen Kindern werden sehen.

Nachdem Piet Hoffmanns zweiter Antrag auf Besuchserlaubnis bewilligt worden war, hatte er vom Gefängnistelefon aus Zofia angerufen, es war das erste Mal gewesen, und sie gebeten, mit Hugo, Rasmus und Luiza darüber zu sprechen, dass ein Besuch bei ihm keine gute Idee sei. Als sie sich geweigert und erklärt hatte, dass die Kinder ein Recht darauf hätten, ihren Vater zu sehen, unabhängig davon, was sie von ihm halte, war er ausfallend geworden, hatte rumgebrüllt, alles infrage gestellt und sie mit ungerechten Anschuldigungen nicht zu Wort kommen lassen – ihr sollte die Lust vergehen. Aber auch diese Taktik hatte nicht gefruchtet. Dann hatte er ihr die Wahrheit gestanden, hatte seine Angst beschrieben, die der finsternste Raum war, den er je betreten hatte.

Und nun standen sie trotzdem alle vier vor dem Gefängnistor, vor der Mauer und dem Stacheldraht.

Suchende Blicke.

Dadrin, irgendwo, musste Papa sein.

»Hoffmann – wird's bald? Nimm das Tablett, du gehst zwischen mir und Mårtensson.«

Piet starre auf die Saftgläser, wurde Teil des Kuchenduftes.

Ein unmögliches Treffen.

Man konnte darauf nicht vorbereitet sein.

Er musste es erklären. Versuchen, es verständlich zu machen.

Das Warum.

Warum er beschlossen hatte, Straftaten zu begehen, für die er so lange im Gefängnis sitzen würde, bis seine beiden Söhne erwachsen waren und von zu Hause auszogen und seine kleine Tochter in der Oberstufe Französisch lernte.

Dabei ging es vor allem um Hugo. Es war einfach so. Rasmus und Luiza suchten nicht auf dieselbe Weise wie Hugo nach Sta-

bilität, sie lebten einfach in den Tag hinein und waren davon vollkommen in Anspruch genommen. Piet beneidete sie darum. Hugo war der Richter. Er hatte nie eine vernünftige Antwort auf seine Frage bekommen.

Wer bist du, Papa? Ganz wirklich?

Hoffmann verließ Bettkante und Zellenfenster, machte sich auf den Weg. Ohne Kuchentablett. Es ging einfach nicht, er konnte es nicht tragen, es wog zu schwer.

Überwachungskameras, verschlossene Zwischentüren und der über hundert Meter lange Betontunnel, der unter dem Frei-ganghof verlief.

Eine Wanderung durch leere Tage, inhaltslose Stunden.

Ungelebte Leben.

Er hatte es seinen Mitinsassen schon in der ersten Woche klargemacht: Ihr interessiert mich nicht. Lasst mich in Ruhe. Diesmal sitze ich bloß meine Zeit ab. Für irgendwelche Freizeitaktivitäten, Billard, Kartenspiele und solchen Mist, stehe ich nicht zur Verfügung. Punkt. Ich bin durch mit Eyi, Hoffmann, hast du gehört, dass Ahmed in Trakt C gestrecktes Crack vertickt, mit diesem ganzen Knastscheiß. Ich wähle meine Bekanntschaften aus, und das sind nicht viele.

Und was hätten sie darauf sagen sollen? Im Grunde wollte doch jeder hier das Gleiche.

Sie saßen schon im Besucherraum, als man ihn hereinführte.

Rasmus und Luiza hopsten auf dem Bumsbett auf und ab, Hugo hockte auf dem Fußboden unter dem einzigen Fenster, Zofia saß auf einem der einfachen Stühle, und er wich ihrem Blick aus.

Es wurde genau so, wie er es sich vorgestellt und befürchtet hatte.

Nicht viele vollständige Sätze. Scheue, aufgesetzte Lächeln.

Nervöse Körper in ständiger Bewegung. Eine Familie, die vor nicht allzu langer Zeit noch eine Einheit gewesen war, nun aber keine Ahnung hatte, wie sie ohne einen gedeckten Küchentisch als Schutzschild miteinander umgehen sollte.

Er wusste, was sie auf dem Weg hierher durchgemacht hatten. Die Demütigung um seinetwillen, einem als hochgefährlich eingestuften Häftling, der wegen schwerer Drogendelikte zu einer langen Freiheitsstrafe verurteilt worden war. Zofia, die sich vor den Augen der Wärter entkleidet und nach vorne gebeugt dagestanden hatte, während ihre Körperöffnungen untersucht wurden, eine fremde Hand zwischen ihren Beinen, um sicherzustellen, dass sie keine Drogen zu ihm reinschmuggelte. Nichts linderte den Schmerz von Ehefrauen oder Kindern, die in dem langen Betontunnel stehen blieben und sich voller Angst an der Gefängniswand übergaben und die sich nach der allerletzten Sicherheitskontrolle ein zweites Mal übergaben.

Du hattest die Wahl, Papa. Und du hast dich nicht für uns entschieden.

Hugo sagte es nicht laut, als er wie festgefroren auf dem Fußboden hockte, sagte es aber trotzdem.

Am Ende war es Luiza, die mit ihnen noch nicht einmal vier Jahren es auf sich nahm, das Schweigen zu brechen.

»Also, Papa – wohnst du jetzt hier?«

Und Rasmus, der sie alle zum Lachen brachte.

»Ja, jetzt sind wir bei Papa zu Hause. Er wohnt zur Untermiete in einem Einzimmer-Apartment, Luiza.«

Sogar Hugo grinste zaghaft, als Rasmus mit einem knisternen Geräusch über die Plastikunterlage unter dem Einweglaken strich und ein Blatt von der Klopapierrolle am Kopfende des Bettes abriß.

»Man kann auch in einem Vierzimmer-, Dreizimmer- oder

Zweizimmer-Apartment wohnen. Aber Papa hat ein Einzimmer-Apartment mit Klopapierrolle.«

Und damit hatte Rasmus, der mit seiner unbekümmerten Happy-go-lucky-Einstellung alles zu nehmen wusste, wie es kam, das Bild ziemlich genau getroffen. Für Luiza. Die noch keinen Zeitbegriff entwickelt hatte und bald glauben würde, es sei immer so gewesen: Mein Papa sitzt im Gefängnis, da wohnt er; die einzige Vaterversion, an die sie sich erinnern würde.

Auch Piet rang sich ein Lächeln über die Klopapierrolle ab und setzte zu der Erklärung an, dass das sogenannte Familienzimmer heute belegt sei und sie sich nur deshalb in diesem seltsamen Raum treffen müssten, unterbrach sich aber selbst; das machte die Höllensituation, in die er sie alle gebracht hatte, kein bisschen besser.

Ein einziges Mal wurde es laut. Nicht zwischen den Familienmitgliedern; die lauten Stimmen erklangen, als der Wärter, der sein Bestes tat, sich in einer Raumecke unsichtbar zu machen, eine von Rasmus' spontanen Umarmungen unterband.

»Du kennst die Regeln, Hoffmann.«

»Mein Sohn ist zwölf Jahre alt! Was zum Teufel soll das?«

»Kein Körperkontakt.«

»Herz? Schon mal davon gehört?«

»Gefängnisvorschriften. Stammen nicht von mir.«

Rasmus versuchte, die Situation auf seine Weise zu entschärfen, schließlich war es seine Umarmung, die eine zu viel geworden war, und zerzauste seinem Vater stattdessen die Haare, wie sie es immer machten, wenn sie miteinander herumalberten. Aber das war nur eine weitere verbotene Berührung.

»Ich habe die Vorschriften deutlich erklärt.«

»Ich habe mich ein Jahr lang vorbildlich verhalten.«

»Der Besuch findet unter Aufsicht statt, Hoffmann. Aus gutem Grund.«

»Und ich nehme keine Drogen.«

»Wenn dieser Besuch ohne Zwischenfall verläuft, werden noch ein paar weitere beaufsichtigte Besuche folgen, aber danach wird dir vielleicht ein Besuch ohne Aufsicht gestattet.«

»Und den Mist, den ich gemacht habe, habe ich ganz allein gemacht. Ich habe keine Gang hinter mir, niemanden, der Forderungen stellt. Das sind meine Kinder und ... keine Berührungen?«

»Noch ein Körperkontakt, und ich breche den Besuch ab.«

In diesem Moment griff Piet Hoffmann an – oder hätte angegriffen. Wäre nicht Zofia dazwischengegangen und hätte ihn gebeten, sich verdammt noch mal zu beruhigen. So beherrscht, wie es ihr möglich war, erklärte sie dem Wärter, Piet sei vor dem Treffen angespannt und nervös gewesen und habe ebendeshalb reagiert wie jemand, der angespannt und nervös war, das sei doch durchaus verständlich.

Es gab keinen Streit. Auch keine weitere Berührung. Es gab im Grunde überhaupt keine Fortsetzung. Der Familienbesuch löste sich langsam von selbst auf, und sie sagten nicht mehr viel zueinander.

Trotzdem hatten sie alles gesagt.

Auf dem Rückweg war der Tunnel unter dem Freiganghof des Gefängnisses genauso endlos lang. Jeder Schritt hallte. Oder vielleicht waren es auch Piets Gedanken. Die um diesen Fünfzehnjährigen kreisten – nur ein Jahr älter als Hugo –, wie er zum ersten Mal hinter Gittern saß. Dieser Junge, dem er sich selten nahe fühlte, in den er sich aber problemlos hineinversetzen konnte. Er erinnert sich genau, wer der Junge gewesen war und was er gedacht hatte, als er im Gerichtssaal auf einem harten Stuhl dem Mann gegenüber saß, den er gegen den Kopf getreten hatte und

der deshalb auf einem Ohr für immer taub war. Was nie wieder passieren durfte. Eine Wahrheit, die sich nicht wegdiskutieren ließ, als der ältere Mann ihn ansah – in ihn hineinsah.

Piet entdeckte den neuen Gefangenen schon von Weitem vor sich, auf halber Höhe des Tunnels.

Ein Mann in seinem Alter, mit stolzer Haltung, jemand, der es gewohnt war, dass man ihm gehorchte.

Er wurde von uniformierten Wärtern begleitet und trug einen Segeltuchsack in der Hand – wie alle Neuzugänge, die sich in der Kleiderkammer umgezogen und ihr Outfit für das nächste Jahrzehnt abgeholt hatten. Während der Neuankömmling darauf wartete, dass auch die dritte Sicherheitstür aufging, schloss Piet Hoffmann zu ihm auf, und sie standen einige Sekunden lang nur ein paar Schritte voneinander entfernt.

Sie musterten sich, wie man es eben machte.

Bis der Neue zusammenzuckte.

»Du? Bist du ...?«

Hoffmann antwortete nicht.

»Scheiße, du bist es!«

Piet hatte keine Ahnung, wer da neben ihm stand und Fragen stellte, und hatte auch kein Interesse daran, freundschaftliche Bande zu knüpfen. Mulle, eine einzige Person zum Reden, war mehr als genug. Es war egal, wer dieser Typ war, wer er glaubte zu sein, welchem Netzwerk oder welcher Gruppierung er angehörte, angehören wollte, er konnte egal welche Straftat begangen haben, wie es ihm passte.

Solange er sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmerte, würde Piet Hoffmann sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern.

Der Neue wurde durch die Tür mit dem Buchstaben G geführt, Hoffmann ging weiter zu der Tür mit dem Buchstaben H, dem

Zellentrakt am Ende des Tunnels. Und verspürte ein klein wenig Stolz, weil er das Versprechen, das er sich selbst gegeben hatte, einhielt – anders als der Fünfzehnjährige, der jedes Mal, wenn er in einen neuen Jugendknast kam oder auf einen neuen Insassen traf, sich wie ein Idiot benommen hatte. Der, wenn jemand den großen Zampano markierte, noch einen draufsetzte. Der, wenn jemand eine große Lippe riskierte, seine Klappe noch weiter aufriß. Der sich, wie der 42-jährige Piet, vornahm, vor seinen Mitinsassen diesen Reflex unter Kontrolle zu halten, den die Psychoheinis als geringe Impulskontrolle bezeichneten, mit diesem Vorsatz aber kläglich scheiterte.

Damals hatte er noch nicht gelernt, wie man die Wut hinunterschluckte, wenn einen die Vollidioten provozierten. Hatte noch nicht so oft im Gefängnis gesessen, noch nicht so lange gelebt. Aber vor allem hatte er noch nicht Zofia in den Armen gehalten und verstanden, dass Liebe existierte. Hatte noch keine Kinder bekommen und begriffen, dass es noch eine andere Art von Liebe gab, die größer war als alles andere.

Der Korridor des Zellentrakts H war verwaist, niemand bemerkte seine Rückkehr von einem kräftezehrenden Familienbesuch. Einige der Inhaftierten arbeiteten für ihre Telefonkarten in der Glühbirnen-Abpackerei, andere verdienten ihre dreizehn Kronen in der Stunde in der Gefängniswerkstatt, und ein paar der jüngsten Insassen lernten im Klassenzimmer Schreiben. Piet war froh, nicht reden, nicht einmal einen Gruß murmeln zu müssen.

Seine Zelle sah genauso aus, wie er sie verlassen hatte. Trotzdem war sie größer.

Geräumiger.

Seine Nervosität, oder Angst, hatte auf dem Rückweg nachgelassen. Zur Sicherheit atmete er tief ein und horchte in sich hin-

ein. Ja. Die Angst war weg. Seine Brust von etwas anderem erfüllt. Sssscchhhhuuuu. So, ungefähr. Eine sonderbare Ruhe.

Der Besuch war natürlich alles andere als erfolgreich verlaufen. Trotzdem, ein erster Schritt. Seine Kinder hatten einen Eindruck bekommen, wussten jetzt, wo ihr Vater seine Tage verbrachte.

Piet horchte ein zweites Mal in sich hinein. Die Angst war weg. Aber nicht nur das.

Da saß Freude.

Genau da, wo Brust und Magen aufeinandertrafen, da hatte sie sich versteckt.

Nach einer Weile trat er an das vergitterte Fenster und den darunter verschraubten Tisch. Das Tablett stand noch da. Saftgläser, Kaffeebecher und Kuchen. Er hob das Tablett vorsichtig hoch, trug es hinüber in die Nachbarzelle und stellte es auf Mulles Tisch.

Das nächste Mal. Vielleicht.

NACHMITTAGSLICHT. SOMMERWÄRME. LEICHTER Wind.

Piet Hoffmann ging ein paar Schritte auf dem großen Frei-
ganghof, blinzelte in die Sonne. Der Besuch seiner Familie, die
keine Ahnung hatte, wie sie gemeinsam funktionieren sollten,
hatte den letzten Aufenthalt des Tages im Freien verkürzt, ihm
blieb nur noch eine knappe halbe Stunde an der Luft, die etwas
weniger nach Gefängnisstaub schmeckte.

Er begann zu laufen. Wenn er sein Tempo erhöhte, längere
Schritte machte, müsste er mindestens zehn Runden um den
Fußballplatz schaffen.

Den Rücken dehnen, Muskeln und Gelenke wecken.

Atmen.

Er zählte fünf weitere Insassen, die ihre Runden drehten, ein
paar weitere standen in Grüppchen auf dem von der Zeit geform-
ten Fußweg entlang der Gefängnismauer beisammen, der Rest
kickte Fußbälle hin und her oder hockte auf den Holzbänken und
palaverte.

»Du erkennst mich nicht, oder?«

Es ging so schnell. Piet Hoffmann bekam nicht mit, dass von
der Bank links außen jemand aufgestanden war, bis der Fremde
ihn einholte und ihm unversehens einen festen Arm um die
Schulter legte.

Der Neue.

Der Typ, von dem er vorhin vor dem G-Trakt angequatscht worden war, hatte seinen Segeltuchsack inzwischen in der Zelle deponiert, die er die nächsten Jahre über bewohnen würde, und war raus an die frische Luft geeilt.

»Im Ernst. Erkennst du mich nicht?«

Der Fremde verstärkte den Druck seines Arms, der jetzt Piets Hals und Nacken umklammerte. Er war so nah, dass Piet seine unrasierte Wange spürte, seinen nach Knoblauch und Kaffee riechenden Atem.

»Ich bin's, verflucht!«

Piet Hoffmann schob den Arm beiseite, kämpfte gegen den Impuls an, aggressiv zu werden, so aggressiv, wie er nicht mehr werden wollte, während er das unrasierte Gesicht mit dem stechenden Blick und einer alten Narbe auf der Wange betrachtete, die mit den Jahren heller geworden war, ohne wirklich zu verblas sen. Er konnte nicht mehr sagen Ich habe keine Ahnung, wer du bist, weil da etwas war. Etwas, das er wiedererkannte.

»Ja. Kann sein.«

»Kann sein? Hallo?«

»Aber es ist lange her, oder?«

Das Lächeln des Fremden, aufrichtig, sogar herzlich.

»Ja, Piet. Es ist lange her.«

Den Raum lesen. Das hatte Piet Hoffmann seit jeher getan, das konnte er wie kein Zweiter, deshalb hatte er in einer Welt überlebt, in der Leute wie er früh starben. Den Raum lesen, um dem Angriff zuvorzukommen. Aber dieser Raum, der Freiganghof in Schwedens härtestem Knast, war größer, hatte mehr Gesichter und seine eigenen Gesetze. Während sie auf dem gekies ten Platz standen und sich anstarrten, scannte Piet die Gang des Fremden. Die Leute, die auf der Bank warteten, von der der Typ sich gerade erhoben hatte, bereit, ihren King zu beschützen. Sol-

daten, die viel jünger waren als dieser Kerl, der quasi eine Generation überlebt hatte. Der Neuzugang war nicht ohne Grund mit einem Gebaren von jemandem durch den Gefängnistunnel stolziert, der es gewohnt war, dass man ihm gehorchte – sein Status war hoch, sein Netzwerk gewalttätig, jeder von denen, die dort auf der Bank hockten, hatte Verbrechen begangen, die mit langen Haftstrafen geahndet wurden.

Der Arm um Piets Hals war verschwunden. Trotzdem schien er noch da zu sein.

Bis das vagt Gefühl der Bekanntheit sich intensivierte – Piet begann, ihn langsam zu erkennen.

»Also ...«

Ein Zwölfjähriger, der neununddreißig geworden war.

»... Lillebror?«

»Right. Endlich.«

»Das ist ... Zum Teufel, Mann!«

Sie umarmten sich und lachten laut, auf diese Art, die sich gut anfühlt im Bauch.

»Ich hab noch ein paar Runden vor mir. Komm, begleite mich, Lillebror.«

Die erste Runde drehten sie schweigend. Obwohl es so vieles zu sagen gab.

Noch eine halbe Runde, dann begann Lillebror als Erster zu sprechen.

»Du bist verschwunden.«

»Soweit ich mich erinnere, warst du derjenige, der verschwunden ist. Ihr seid beide verschwunden.«

Siebenundzwanzig Jahre waren vergangen. Doch es hatte eine Zeit gegeben, als Lillebrors großer Bruder Piet Hoffmann nahegestanden hatte. Mehr als das – sie waren Seelenbrüder gewesen. Bis zu dem Tag, an dem Piet es gewagt hatte, sich in Zofia zu ver-

lieben, war Großerbruder der einzige Mensch gewesen, dem er vertraut hatte.

Lieber Himmel – Lillebror, Lillebror?

Du bist am Ende also auch hier gelandet. Bei den Gefängnisinsassen.

So zwangsläufig, dass es sich unbehaglich anfühlte. Der Weg in die Kriminalität war von vornherein vorgezeichnet. Ein großer Bruder, der regelmäßig aus Erziehungsheimen türmte und sich auf seinen Freigängen vom Jugendknast zu Hause sehen ließ, den Arm voller Geschenke, die er irgendwo in der großen Welt gestohlen hatte, und für einen kleinen Bruder, der zu ihm aufschautete, den gemachten Mann markierte.

»Du bist weggezogen, Lillebror? Irgendwohin auf den Balkan?«

»Novi Sad, Nordserbien. Als der Krieg vorbei war und Karlo nicht ... nicht zu uns zurückkam. Irgendwann hat Vater von heute auf morgen beschlossen, dass wir nach Hause zurückkehren sollen. Obwohl es kein Zuhause war, nicht für mich.«

Eine Runde. Zwei Runden. Sie liefen nebeneinander, ohne etwas zu sagen. Es war ein bisschen so wie vorhin mit Luiza, Rasmus und Hugo: Was sagt man zu jemandem, der einem nicht mehr nahe ist? Manchmal gleitet man in alte Gewohnheiten zurück, ohne dass es auffällt, setzt eine vor langer Zeit begonnene Unterhaltung fort, obwohl beide Beteiligten vergessen haben, worum sie sich gedreht hat; doch das hier war anders, sie hatten keine Gemeinsamkeiten mehr.

»Keiner hört uns.«

»Was?«

»Das hat dein großer Bruder oft gesagt. Keiner hört uns. Andauernd, einfach so. Erinnerst du dich daran, Lillebror?«

Doch es lag nicht nur daran, kein Gesicht vor sich zu haben.

Der Abstand zwischen ihnen wuchs mit jedem Schritt im aufwirbelnden Kiessand des Freiganghofs.

»Ich habe mich manchmal gefragt, ob wir uns wiedersehen. Du und ich, Piet. Jetzt tun wir es. Hier. Nach langer, langer Zeit.«

Oder – täuschte ihn seine Wahrnehmung? Verbanden sie Teile einer Vergangenheit, die Piet Hoffmann am liebsten mied und die ihm deshalb Unbehagen bereitete?

»Er fehlt mir.«

»Er fehlt mir jeden Tag, Lillebror. Ich habe nie wieder einen Freund wie ihn gehabt. Habe nie zugelassen, dass jemand ein Freund wie er wird. Dieser Platz in meinem Leben ist besetzt und wird es immer bleiben.«

»Aber ich habe gehört, dass du Familie hast.«

»Ja.«

»Wie schön. Frau? Kinder?«

»Ja. Es ist schön.«

»Und sie besuchen dich hier?«

»Ab und zu.«

»Ich habe niemanden mehr.«

Lillebror hatte die Stimme gesenkt. Der Tonfall schärfer, härter.

»Mutter und Vater sind unter der Erde, und Karlo, der kein Grab hat.«

»Aber du hast sie.«

Piet wies mit dem Kopf in Richtung der Holzbänke – dann auf die Mauer.

»Und alle, die da draußen sind.«

»Ja ...«

Lillebror blieb einen Augenblick stehen.

»... sie tun alles für mich, egal was. Wenn man sich wie ich weigert zu sterben ... Soldaten verändern sich. Inzwischen schie-

ßen sie für mich, ohne zu fragen, einfach, weil ich es sage. Das war früher anders. Wenn sie hunderttausend dafür bekommen, ein Kind zu töten, töten sie. Aber sie sind keine Familie, nicht wirklich. Auch wenn wir uns gegenseitig so nennen. Brüder – nicht Großerbruder.«

Sie liefen weiter. Machten gleich lange Schritte, im gleichen Rhythmus.

Überrascht.

Piet war überrascht.

Lillebror schien ihm zu vertrauen, trotz der Zeit, die zwischen ihnen lag, er vertraute ihm sogar die Art von Gedanken an, die in dieser Welt Schwäche und Risiko bedeuteten. Piet wurde sich zunehmend sicherer – es war nur Einbildung. Unliebsame Erinnerungen, die in seinem Kopf herumspukten und Unruhe stifteten.

»Ich habe ihre Story nie geglaubt.«

»Ich auch nicht, Lillebror.«

»Er hätte sich bei mir gemeldet.«

»Und bei mir. Risiko hin oder her. Er hätte mich nie im Unbewussten gelassen.«

Sie schwiegen, vermieden es, einander anzusehen, liefen nebeneinander und starnten geradeaus. So war es wohl am einfachsten. Lillebror trat in den Kies, und sie wurden von dichtem, tanzendem Nebel umhüllt. Die Hälfte der Freiganghofzeit lag noch vor ihnen, und Runde um Runde fühlte Piet sich wohler mit der Stille, während sein Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein, stärker wurde.

DAS BROT WAR trocken und krümelig, helle Weizenbrot-scheiben mit Rinde, die bröselte, sobald das Buttermesser dage-genstieß. Margarine, gefolgt von einer dicken Lage Haushalts-käse und einer zweiten Portion Margarine, woraufhin Piet je zwei Weizenbrotscheiben zu pappigen Doppelsandwiches zusammen-klappte. Mulle häufte unregelmäßig große Wurststücke auf seine Brote, die Albaner süße Orangenmarmelade, und die Somalier, die wie die Afghanen alle lebenslange Haftstrafen verbüßten, schienen es drangegeben zu haben, etwas anderes als möglichst große Haschischstücke mit an ihren Arbeitsplatz zu nehmen.

Bei seinen früheren Gefängnisaufenthalten hatte Piet es bis zur Reinigungskraft gebracht. Der beste Job, eine Vertrauenspo-sition, mehr Bewegungsfreiheit in einem größeren Radius. Doch das war vorbei. Laut den Akteneinträgen der Strafvollzugsbe-hörde hatte er dieses Vertrauen während seiner letzten Haft grob missbraucht, indem er den Reinigungswagen benutzt hatte, um Drogen ins Gefängnis zu schmuggeln: in Tulpenknospen ver-stecktes polnisches Methamphetamin.

Deshalb hatte er jetzt die ersten sechs Monate Schulter an Schulter mit Mulle in der Werkstatt gearbeitet. Hatte Sechskant-schrauben festgezogen und Einschlagmuttern in IKEA-Küchen-teile gehämmert. Aber irgendwann war er den ewigen Knastjar-gon leid gewesen, die endlosen Diskussionen über begangene

oder zukünftige Straftaten, und hatte um Versetzung in die Glühbirnen-Abpackerei gebeten. Die Arbeitsaufgabe erforderte ungefähr den gleichen begrenzten Intellekt, aber die Gespräche wurden nicht mehr auf Schwedisch, Spanisch und Polnisch geführt; Sprachen, die er beherrschte und in die er hineingedrängt wurde, ob er wollte oder nicht. An den Tischen, an denen eine Glühbirne nach der anderen in Kartons abgepackt wurde, erfolgten sämtliche Fantastereien über zukünftige Coups auf Arabisch, Serbisch und Paschtu. Dort konnte er seinen eigenen Gedanken nachhängen, die Worte eine unverständliche Geräuschkulisse, eine andere Art von Mauer gegen die Außenwelt.

Der Raum, in dem zehn Häftlinge aus unterschiedlichen Trakten in einer Reihe standen und im Akkord Glühbirnen abpackten, war mehr als großzügig bemessen, ungefähr so groß wie eine halbe Sporthalle, mit hoher Decke und einem Dutzend vollgepackter Einkaufswagen mit eiernden Rädern entlang der Wand zur Verladerampe. Ein Sklavenlohn, einschläfernde Monotonie, keine sozialen Kontakte. Er hatte mit dem Gedanken gespielt, die Arbeit zu verweigern, aber nicht den Zellentrakt wechseln wollen, hatte sich daran gewöhnt, eine Zellenwand mit Mulle zu teilen, und Arbeitsverweigerung war gleichbedeutend mit Zwangsverlegung. Aber vor allem war Arbeit besser als Nichtstun; nichts war in einem Gefängnis extrem gefährlich, ließ Menschen verrückt werden.

Hundert LED-Glühbirnen dicht an dicht abpacken, Kartonlaschen nach innen biegen und zukleben, den Karton auf seinen Vorgänger im Einkaufswagen stellen, danach einen neuen Karton auffalten und exakt denselben Vorgang wiederholen, wieder und wieder, während aus fruhem Vormittag später Nachmittag wurde.

Piet hielt seine Klappe und ertrug das, was etwas mehr als nichts war.

Die Glühbirnenkartons hatten eine längliche Form, und spätestens fünf Minuten vor der Pause türmte der Insasse am letzten Arbeitstisch, einer der Jugs, seine leeren Pappkartons zu einem hohen Stapel auf. Im Pausenraum gab es keine Kameras, aber die Hälfte der Trennwand war aus Glas, und niemand hatte Lust, teuren Stoff zu rauchen oder die Ärmel hochzukrempeln und sich etwas noch Teureres zu drücken, wenn die Wärter von ihrem Wachhäuschen direkt gegenüber zu ihnen hereinstarnten.

Jeden Vormittag das gleiche Ritual.

Die mit dicken Käsescheiben belegten Doppelsandwiches warteten an einer Ecke des Packtisches, und um Punkt zehn Uhr schnappte Piet sich seine Plastiktüte und füllte seine Tasse mit aufgebrühtem Filterkaffee aus einer der großen gusseisernen Kannen, die die Wärter im Pausenraum bereitstellten. Die Kannen waren so schwer, dass man vorsichtig rütteln musste, um ihnen einen Schluck Kaffee zu entlocken. Dann eine halbe Stunde Frühstückspause ohne Gesellschaft in der Ecke, an der niemand vorbeikam, während die Sprachen, die er nicht verstand, ihn weiter umgaben.

Jeden Vormittag das gleiche Ritual – außer heute.

Piet Hoffmann bemerkte zu spät, dass alle Mithäftlinge bis auf zwei – zwei Serben aus Zellentrakt F – den Pausenraum verlassen hatten, obwohl die Pause noch etliche Minuten andauerte.

Dass er sich an einem Ort ohne wachsames Kameraauge und weit weg von der Glaswand befand – während eine Waffe, die kleinen Metalldetektor hatte passieren müssen, unbeabsichtigt von den Gefängniswärtern zur Verfügung gestellt worden war.

Dass es ein perfekt geplanter Überfall war.

Die beiden Zurückbleibenden, zwei wegen Mordes verurteilte Fünfundzwanzigjährige, verbrachten ihre Frühstückspause wie üblich an dem in die Lücke zwischen Kühlschrank und dem Ge-

schirrschrank mit Plastiktellern geklemmten Tisch. Als einer der beiden aufstand, um sich Kaffee nachzuschenken, war daher das übliche Scharren von Stuhlbeinen zu hören. Auch das Rütteln der Kaffeekanne, um ihr einen Nachschlag zu entlocken, war üblicher Bestandteil der Geräuschkulisse. Das nächste Geräusch jedoch. Zuerst ein dumpfer Ton, dann etwas, das wie ein sanfter Luftzug klang; eine Hand, die eine Kaffeekanne schleuderte. Dieses Geräusch veranlasste Piet Hoffmann dazu, unvermittelt herumzuschnellen. Und deshalb traf das schwere Eisengeschoss, das seinen Hinterkopf zerschmettern sollte, stattdessen seine Stirn.

Er sackte zu Boden. Bewusstlos.

Als er kurze Zeit später auf dem Betonboden wieder zu sich kam, war alles dunkel, undeutlich und vage.

Er war sich nicht sicher, aber vielleicht stand auch der zweite Serbe auf. Vielleicht schlügen die beiden jeder mit einem Stuhl auf seinen Körper ein. Die Konturen seiner Angreifer wurden deutlicher, als sie sich mit dem Rücken zueinander auf ihn setzten, der eine hielt seine Füße fest, der andere hockte auf seiner Brust – mit einer Schlinge in der Hand, die das Werk zu Ende bringen sollte. Ein Mörder, der den Auftrag erhalten hatte, wieder zu morden, hatte, während er seinen Kaffee schlürfte, unbemerkt seinen Gürtel gelöst.

Den er jetzt um Piets Hals legte.

Eine letzte Bewegung, ein einziger Moment ohne volle Kontrolle, als die Hände begannen, die Schlinge zuzuziehen.

Ein einziger Moment für Piet, um zu handeln.

Er presste seine Arme nach oben, tastete blindlings in die Luft, wollte seinen Angreifer bei den Haaren packen, rutschte aber immer wieder ab. Da war nichts. Ein kahler Kopf. Piet kämpfte, riss, bekam die Ohren zu fassen und zerrte mit aller Kraft, die er noch hatte, zwang das undeutliche Gesicht dicht

an sein eigenes hinunter. Ein höllischer Schmerz, als ihre Köpfe an der Stelle zusammenstießen, wo seine Stirn aufgeplatzt war. Piet zerrte und zerrte, bis der Bastard den Gürtel losließ und das Gleichgewicht verlor. Der zweite Angreifer, der ihm den Rücken zuwandte und seine Beine und Füße auf den Boden presste, bekam die Umkehr des Kräfteverhältnisses erst mit, als Piet sich vorbeugte und stattdessen ihm die Schlinge um den Hals legte – und sie so weit zuzog, wie es nötig war, damit ein Mensch ohnmächtig wurde, ohne erdrosselt zu werden.

Als er dann im Hinausgehen beiden Männern ins Gesicht trat und ihnen das Nasenbein brach, war es keine cineastische Showeinlage, wie er sie in seiner Jugendzeit eingebaut hatte – auf dem Absatz kehrtmachen, langsam zurückgehen, um das Ganze in die Länge zu ziehen und noch mehr aufzufallen –, diesmal war es Bestandteil einer flüssigen Bewegung, um weniger aufzufallen, um den Pausenraum zu verlassen und weiter Glühbirnen abzupacken, ohne von den Wärtern einem Verhör unterzogen zu werden.

Die Fragen, auf die es keine Antworten gab, stellte er selbst.

Was zum Teufel war gerade passiert?

Hatte jemand seine Hinrichtung befohlen?

Und wenn ja, nach einem langen Jahr des Sich-Heraushaltens aus allem und jedem – Ich mache nicht bei Gefängnisspielchen mit, ich interessiere mich nicht für euch, ich sitze meine Zeit allein und ohne Konflikte ab –, wer von allen möglichen Feinden war zuletzt einmal zu oft abgeblitzt und hatte beschlossen, ihn zu töten?